

# Menschenfresser und Bettvorleger

## Der Tiger in einer kolonialen Welt

Jürgen Osterhammel

### Liebe Tiger, böse Tiger

Wenn das Kätzchen, dieses schnurrende Schmusetier, in den Kosmos menschengemachter Symbolwelten aufsteigt, dann findet es dort seinen entfernten Verwandten, den Tiger, bereits vor. Bis ins spät- und nachbürgerliche Zeitalter hinein haben Gesellschaften – mit Ausnahme des pharaonischen Ägypten – sich selten in *kleinen* Katzen wiedererkannt.<sup>1</sup> Ganz anders die *Großkatzen*. Der Löwe, massenhaftes Schlachtopfer in römischen Arenen, Haustier des Heiligen Hieronymus und Gefährte des Artusritters Gawain, wurde zum vornehmsten Tier der europäischen Heraldik – König der Tiere und Tier der Könige. Gleich drei Löwen bevölkern das baden-württembergische Landeswappen. Kaum ein Städtchen ohne ein Wirtshaus ‚Zum Löwen‘. Der Löwe, besonders der männliche, wurde und wird bewundert als mächtiges und furchterregendes Raubtier, auch – anders als der einzelgängerische Tiger – als Familienvater und Patriarch (der seinen Frauen die Arbeit überlässt). Aber es gibt auch das sanftere Bild vom schlummernden oder faul in der Sonne dösenden Löwen, es gibt den ‚glücklichen Löwen‘ aus dem Kinderbuch und die zahllosen Steinlöwen vom Vorgartenschmuck bis zu Landseers gigantischen Wächtern auf dem Londoner Trafalgar Square.

Der Tiger, noch eine Spur größer, schwerer und vermutlich stärker als der Löwe, ist aus europäischer Sicht eine viel exotischere Gestalt. Ist der Löwe das Machtsymbol afrikanischer und mediterraner Zivilisationen, so der Tiger der Inbegriff Asiens. Er bevölkerte einst die riesigen Landstriche zwischen Anatolien und der Amurmündung, zwischen Nepal und Bali. Nicht zuletzt die Tatsache, dass er außergewöhnlich unterschiedliche ökologische Räume – die heißesten wie die kältesten der Welt – zu meistern versteht, verschafft ihm bis heute einen sozusagen zoologischen Respekt. Überall entstanden Fabeln und Märchen, die sich um ihn ranken. Gottheiten – wie der indische Shiva – reiten auf Tigern, man sieht ihn auf einer Unzahl von Reliefs und Wandgemälden. Heute schmückt er Nationalflaggen, Banknoten und Briefmarken. Die ökonomischen Aufsteigerländer in Ost- und Südostasien ließen sich die ‚Tigerstaaten‘ nennen.

In Europa war der Tiger – wie der Löwe – seit dem Altertum bekannt. Kaiser Nero soll sich einen ganzen Tigerstall gehalten haben. Er war allerdings eine viel grö-

1 In Ägypten stellte man allenfalls Löwinnen dar, niemals männliche Löwen, und Tiger selbstverständlich gar nicht. Dank an Wolfgang Schuller für diesen Hinweis.

ßere Seltenheit als der Löwe und nahm niemals die freundlichere Seite von dessen Reputation an. Der ‚Tiervater‘ Alfred Brehm beschrieb im ersten Band seines berühmten Werkes „Thierleben“ 1876 die ‚Majestät‘ des Tigers, den er als viel gewandter als den Löwen ansah, mithin in dieser Hinsicht der Hauskatze näher. Aber er sparte nicht mit moralischer Kritik: Der Tiger sei „nicht bloß dreist, sondern geradezu frech“ – und überhaupt der „Inbegriff alles Entsetzlichen“.<sup>2</sup> In seiner populärsten literarischen und filmischen Gestalt – als Shere Khan in Rudyard Kiplings „Dschungelbuch“ von 1894 – ist er der listige Außenseiter und Bösewicht.

Der Tiger gilt als das animalische Symbol aggressiver Kraftentfaltung und launischer Unberechenbarkeit schlechthin. Maria Callas, der Höhepunkt sängerisch-dramatischer Intensität, wurde „die Tigerin“ genannt. Esso/Exxon warb weltweit mit riesigen Tiger-Posters und dem Slogan „Pack den Tiger in den Tank“. Winston Churchill prägte in den 1930er Jahren das politische Bild von den Diktatoren, die auf Tigern ritten und nicht abzusteigen wagten: „And the tigers“, fügte er hinzu, „are getting hungry.“<sup>3</sup>

Eine andere Variante desselben Motivs findet sich in dem bekannten (und anonymen) *limerick* über das Fräulein aus Riga:

„There was a young lady of Riga  
Who went for a ride on a tiger.  
They returned from the ride  
With the lady inside,  
And a smile on the face of the tiger.“<sup>4</sup>

Einen besonders schlechten Ruf erwarb sich der Tiger in Großbritannien. Dies verdankt sich einem historischen Zufall. Der wichtigste Gegner der Briten bei ihrer Eroberung Indiens im späten 18. Jahrhundert war Tippu Sultan, ein muslimischer Herrscher in Südindien, der sich „Tiger von Maisur“ nannte, einen bizarren Tigerkult erfunden hatte und seine Soldaten in tigerartig gestreifte Kampfgewänder steckte. Hinzu kam, dass ausgerechnet der Sohn eines der gegen Tippu kommandierenden britischen Generäle, Sir Hector Munro, einige Jahre später von einem Tiger verschleppt wurde. Nach Tippus Niederlage und Tod in der Schlacht von Seringapatam 1799 fand man in seinem Palast ein lebensgroßes Holzmodell eines Tigers, der einen Engländer zerfleischt. Wenn man eine Kurbel dreht, bewegt sich hilflos der Arm des Opfers und der Apparat stößt Tigerrollen und Klagelaute aus. Er wurde als Beweis für die moralische Niedertracht eines asiatischen Despoten später im Indienministerium in London ausgestellt. Seit 1879 kann man ihn in London im Victoria and Albert Museum be-

2 Vgl. Alfred Brehm: Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. 2., umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. I. Abt.: Säugethiere, Bd. 1, Leipzig 1876, S. 394, 397.

3 John M. MacKenzie: The Empire of Nature: Hunting, Conservation and British Imperialism, Manchester 1988, S. 180.

4 Zitiert nach: Ned Sherrin (Hg.): Oxford Dictionary of Humorous Quotations, Oxford 1995, S. 38 f.



Tipu's Tiger, ca. 1790.

Exponat: The Victoria and Albert Museum, London.

sichtigen. Tippu war eine ganze Weile ein Hassobjekt der britischen Imperialpropaganda, so etwas wie der Saddam Hussein des 18. Jahrhunderts – obwohl ein bei weitem weniger schlimmer Bösewicht. Seine Identifikation mit dem Tiger schadete auch diesem. Im Krieg der Symbole trug der britische Löwe den Sieg über den indischen Tiger davon.

Aus vielen Quellen speiste sich in der Folgezeit ein düsteres Tigerbild, wie es schließlich Kipling zusammenfasste. Der Tiger nahm dämonische, ja teuflische Züge an. Er galt als heimtückisch, verschlagen und sogar feige, ein Nachtjäger, der seine Opfer nur von hinten angriff. Immer wieder wurde die sadistische Grausamkeit des Tigers hervorgehoben. Manche Beschreibungen porträtierten ihn sogar als eine Art von Vampir, der seiner Beute das Blut aussauge, ein besonders schauerlicher Vorgang, wenn es sich um ein menschliches Opfer handelte, wie seit 1657 mehrfach in europäischen Quellen berichtet.<sup>5</sup> Üble Nachrede machte ihn sogar zum Aasfresser. Der Löwe sei ein „gentleman killer“, schrieb 1929 die Großwildjägerin Mary Bradley, der nur tötete, was er und die Seinen auch verzehren könnten. Hingegen sei der Tiger ein Mörder,

5 Peter Boomgaard: Frontiers of Fear: Tigers and People in the Malay World, 1600-1950, New Haven and London 2001, S. 41.

der im Blutrausch umbringe, was ihm in die Quere komme.<sup>6</sup> Schon Arthur Schopenhauer hatte den Tiger gegen diese üble Nachrede in Schutz genommen.<sup>7</sup>

Die neuere Forschung hat einige dieser scharfen Urteile gemildert oder widerlegt. Es war unvermeidlich, dass sie auf flüchtiger Bekanntschaft oder bloßem Gerücht beruhten. Insgesamt haben über die Jahrhunderte hinweg nur wenige Europäer den extrem scheuen Tiger gesehen. Erst moderne technische Hilfsmittel wie Teleobjektiv und automatische Kamerafallen ermöglichen eine längerfristige Beobachtung des tigerlichen Alltagslebens in freier Wildbahn. Nicht zuletzt dieses bildliche Dokumentarmaterial, von Tigerschützern öffentlich eingesetzt, hat seit etwa der Mitte der 1970er Jahre einen erstaunlichen Imagewandel des Tigers bewirkt. Die ungünstigen Aspekte sind fast ganz verschwunden. An ihre Stelle ist das Bild bedrohter Majestät getreten. Diese Entdämonisierung und Verfriedlichung des Tigers hat auch damit zu tun, dass seine reale – im Gegensatz zu seiner symbolischen – Macht endgültig gebrochen ist. Es gibt heute auf der Welt schätzungsweise zwischen 5000 und 7500 Tiger. Sie sind so wenige und sie werden so erfolgreich abgewehrt, dass sie kaum noch dazu kommen, das zu tun, wofür sie besonders berüchtigt waren: Menschen zu verspeisen.

## Menschenfresser

Das Menschenfressen macht den Tiger zum großen Sonderling unter den Landtieren, auch wenn gelegentlich Menschen fressende Löwen aufgetreten sind, so etwa die beiden Tsavo-Löwen, die 1898 die Arbeiter auf einer Eisenbahnbaustelle in Kenia dezimierten.<sup>8</sup> Durch weniges unterscheidet sich der Tiger so stark von der harmlosen Hauskatze, die sich allenfalls über Maus und Meise hermacht. Auch in dieser Hinsicht ist der Tiger die Anti-Katze schlechthin. So erreichen wir also ein Extrem des Katzen-tums. Nach der Katze im Kochtopf nun umgekehrt sozusagen der Koch im Magen des Tigers.

Ich beginne mit diesem grellsten und sensationellsten Aspekt des Tigers – demjenigen, der Zoologen heute am wenigsten interessiert – und wechsele dabei die Linse. Es wäre ein leichtes, den Rest dieses Aufsatzes mit schauerlichen Geschichten von Menschen fressenden Tigern zu füllen – mit der Illustration der Tatsache, dass – wie Alfred Brehm mit waidmännischem Feinsinn bemerkt – der Mensch für den Tiger ein „leicht zu bewältigendes Wild“ ist.<sup>9</sup> Was aber wissen wir tatsächlich über Häufigkeit und Umstände eines solchen Verhaltens? Da die historische Tigerforschung für Malaya und die Inseln des heutigen Indonesien (quantitativ gesehen nach Indien lange Zeit die zweitwichtigste Tigerregion der Welt), am höchsten entwickelt ist, beziehe ich

6 Zitiert nach Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 27.

7 Vgl. Arthur Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena*, Kleine philosophische Schriften II, Darmstadt 1968, S. 254. Wolfgang Schuller hat auf diese Stellung aufmerksam gemacht.

8 John Seidensticker, Susan Lumpkin (Hg.): *Große Katzen*, Hamburg o.J. [ca. 1991], S. 206.

9 Brehm, *Thierleben*, Band. 1, S. 394.

mich vornehmlich auf diese Gegend. Die Zoologen erkennen dort verschiedene Subspezies, von denen der Sumatra-Tiger (*Panthera tigris sumatrae*) heute am häufigsten ist, eine kleinere Ausgabe des gigantischen Sibirischen Tigers.

*Man-eaters* (wie wir sie hinfort in der Sprache der britisch-indischen Jäger nennen wollen, auch um die Bedeutungsnuance des Kannibalismus zu vermeiden) sind Tiger, die sich auf das Töten und Verzehren von Menschen spezialisiert haben. Dies ist kein natürliches Verhalten des Tigers, sondern eines, das sich auch in Zonen andauernden Kontakts zwischen Mensch und Großkatze selten einstellt. Jedenfalls vermutet man dies, ohne es genau wissen zu können. Es gibt zahlreiche Berichte von Leuten, die plötzlich vor einem Tiger standen, der sich gelassen umdrehte und wegging. Das beweist nicht viel, da man die Berichte derjenigen nicht kennt, bei denen sich der Tiger nicht gelassen umdrehte.

Der berühmte Tigerjäger Jim Corbett meint in seinen 1944 erschienenen Memoiren (die auch ins Deutsche übersetzt worden sind), neun von zehn *Man-eaters* seien Invaliden, vor allem von Jägern angeschossene oder von Stachelschweinen, den zweit-schlimmsten Feinden des Tigers, verletzte Tiere. In seltenen Fällen sei Altersschwäche der Grund ihres Diätwechsels.<sup>10</sup> Habe der Tiger aber ein paar Mal Menschenfleisch gekostet, dann würde er seine Ernährungsgewohnheiten umstellen. Dem Leopardan fiele diese Umstellung noch leichter. Corbetts Hinweis auf Jagdverletzungen verdient besondere Aufmerksamkeit. Je mehr die Tigerjagd gerade in Indien zu einer Sache von Amateuren wurde, desto größer wurde die Wahrscheinlichkeit nicht-tödlicher Begegnungen. Man hat geschätzt, dass von fünf Tigern, die in den 1930er Jahren in Indien vor ein europäisches Gewehr gerieten, einer verletzt entkam.<sup>11</sup> So trug die Jagd selbst vermutlich zur Verbreitung der Menschenfresserei bei.

Einige der *Man-eaters* waren Massenschlächter. Der überlieferte Rekord dürfte bei etwa 700 Menschen liegen, die ein einzelner Tiger in Indien zu Beginn des 20. Jahrhunderts, auf dem Gewissen hatte. Die Tigerin von Champawat tötete mindestens 436 Personen, bevor Jim Corbett sie 1910 erlegen konnte.<sup>12</sup> Der Rekord für Indonesien scheint bei nur 69 letalen Attacken zu liegen.<sup>13</sup> Es gab solche *Man-eaters* aber fast überall und in allen dokumentierten Epochen. Kolonialverwaltungen haben sich in der Regel bemüht, über die Schäden, die sie anrichteten, Buch zu führen. Daher wissen wir, dass um 1900 herum im von den Briten beherrschten Teil Indiens jährlich etwa 1.200 Menschen durch Tiger und Leoparden (davon vielleicht 900 durch Tiger) getötet wurden, in den holländischen Besitzungen Sumatra sechzig und Java fünfzig.<sup>14</sup> Die indischen Zahlen dürften dabei zu niedrig liegen, da viele Fälle nicht gemeldet und ohnehin nur sofortige Todesfälle registriert wurden. Brehm beklagt die Gewohnheit des Tigers, beim Verzehr wählerisch und verschwenderisch zu sein. Meist würden nur Teile des Opfers verspeist

10 Jim Corbett: *Man-Eaters of Kumaon*, New Delhi 199 [zuerst 1944], S. vii f.

11 Mahesh Rangarajan: *The Raj and the Natural World: The War against „Dangerous Beasts“ in Colonial India*, New Delhi 1999, S. 36.

12 Corbett, *Man-Eaters*, S. 1–27.

13 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 68.

14 Ebd., S. 61.

- mal ein Bein, mal ein Arm, mal ein Kopf - und der Rest liegengelassen. Und er zitiert den konstruktiven Vorschlag einer britisch-indischen Zeitung: „Würden die Tiger mehr verzehren, so würde dies ein großes Ersparnis an Menschenleben sein.“<sup>15</sup>

In einzelnen Regionen gab es immer wieder spektakuläre Tigeraggressionen, so etwa 1946, als in einer einzigen javanischen Provinz innerhalb von zehn Monaten 64 Menschen zu Opfern von Tigern wurden,<sup>16</sup> und noch zwischen 1978 und 1987 wurden im indischen Kheri-Distrikt in der Provinz Uttar Pradesh 170 Menschen von Tigern getötet.<sup>17</sup> Setzt man die Unglücksstatistik in Beziehung zur Bevölkerung, dann zeigt sich freilich, dass die Chance, von einem Tiger angegriffen zu werden, in Sumatra bis zu zehnmal höher lag als in Indien.<sup>18</sup>

Von Anfang an waren Tiger für die Kolonialherren ein Problem. Schon 1625, wenige Jahre nach der Gründung der Kolonialmetropole Batavia, des heutigen Jakarta, klagte der damalige Generalgouverneur, mehr seiner Leute würden von Tigern getötet als vom einheimischen Feind. Im Vorjahr waren es sechzig gewesen, ausnahmslos Javaner.<sup>19</sup> Immer wieder tauchten Tiger sogar tagsüber unter den Mauern der befestigten Burgstadt auf. Wenig scheint für die ältere - und leicht rassistische - Ansicht zu sprechen, Tiger hätten aus Geschmacksgründen Einheimische bevorzugt. Eher trifft zu, dass sie schnell lernten, zwischen mit Musketen bewaffneten Europäern und dolchtragenden Javanern zu unterscheiden.

Das koloniale Vordringen der Europäer stieß die Tiger zumindest in Java vorerst nicht weiter in die Wildnis zurück. Eher führten das Bevölkerungswachstum und die Expansion der Landwirtschaft in und um Batavia zu einer Zunahme der Wildschweine, des Hauptnahrungsmittels javanischer Tiger. Dies zog die Tiger, die Kulturfolger sind, in Stadtnähe und multiplizierte die Chancen von möglicherweise fatalen Begegnungen mit Menschen. Tiger waren also keine instinktgetriebenen blutrünstigen Monstren, sondern stellten Erwägungen über die Gefährlichkeit des Gegners und die Schwierigkeit des Beutemachens an. In vielen Fällen waren die Holzsammlerin oder der Dschungelpostbote die bequemeren Proteinspender. Auch wenn die allermeisten Tiger niemals Menschen anfielen, so war es doch nicht ausschließlich extreme Not, die einen ‚normalen‘ Tiger in einen Man-eater verwandelte. Es war eine Frage der Gelegenheit. Jim Corbetts Ansicht, nur kranke Tiger würden den Menschen gefährlich, bedarf also der Ergänzung.

Was ergibt sich, wenn man die Gegenrechnung aufmacht und danach fragt, wie viele Tiger von Menschen umgebracht wurden? Etwas dramatischer gesagt: Wie verlief der Krieg zwischen Menschen und Tigern? Die Kriegsmetapher ist nicht ganz angebracht. Dass der Tiger letzten Endes in die Defensive gedrängt wurde, erstaunt nicht. Allen Tieren ist es so ergangen. Erstaunlich ist zweierlei. Zum einen haben sich

15 Brehm, Tierleben, Band. 1, S. 395.

16 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 84.

17 Seidensticker, Lumpkin, S. 205.

18 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 74, 78.

19 Ebd., S. 65, 67.

Tigerpopulationen während der gesamten Kolonialzeit relativ gut gehalten. Man schätzt, dass es in Sumatra, Java, Bali und der Malayischen Halbinsel insgesamt um 1820 etwa 11.600 Tiger gab. 1950 waren es immerhin noch 9.500.<sup>20</sup> Ein dramatischer Niedergang setzte erst danach ein. Die Gründe sind bekannt: fortschreitende Zerstörung des tigerspezifischen Habitat durch menschliche Siedlung, Wilderei und Jagd mit immer unfehlbareren Waffen. Zum anderen ist der Tiger die einzige Spezies großer Tiere (Moby Dick war ein Einzelkämpfer), die lange Zeit erfolgreich zurückschlug, das einzige Tier mithin, das den Menschen ein ebenbürtiger Kampfpartner war. Nach einer sorgfältigen Sichtung aller verfügbaren Quellen ist der holländische Umwelthistoriker Peter Boomgaard zu dem Schluss gelangt, bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts hätten in Sumatra und Java im langfristigen Durchschnitt Tiger mehr Menschen getötet als umgekehrt Menschen Tiger. Erst um 1900 war der Mensch für den Tiger eine größere Bedrohung geworden als der Tiger für den Menschen.<sup>21</sup> Auch in Indien, für welches das Zahlenmaterial unvollständiger ist, wurden noch um 1870 gerade einmal doppelt so viele Tiger wie Menschen getötet.<sup>22</sup>

Das *Shere-Khan*-Image des Tigers ist mithin nicht ganz unberechtigt. Das Spektrum der möglichen Kontaktsituation war sehr breit. In unbewohnten oder dünn besiedelten Gegenden trafen Tiger und Menschen fast nie aufeinander. (In Java, wo man Tiger für so gut wie ausgestorben gehalten hatten, tauchten bei den Großbränden von 1997 und 1999 unerwartet mehrere Exemplare aus den Urwäldern auf.) Anderswo praktizierte man friedliche Koexistenz. So wurden im Hinterland von Bombay oder in Rajputana so gut wie nie Übergriffe auf Menschen registriert.<sup>23</sup> Wenn er die Wildschweinplage in Grenzen hielt und zugleich das Nutzvieh der Bauern verschonte, konnte der Tiger sogar ein Freund der Menschen sein, ja ein Helfer beim Übergang von einer Jäger- und Sammlerexistenz im Dschungel zur Landwirtschaft. In Indien und Indonesien gab es Fälle des *macan bumi*, wie er auf Javanisch hieß, des ‚Dorftigers‘, den man respektvoll verehrte, manchmal sogar für die Inkarnation eines Vorfahren hielt, und dem man Nahrung bereitstellte - allerdings oft weniger ein Freundschaftsdienst als eine Art von Steuer, die man ebenso widerwillig zahlte wie den Obolus an die Büttel der Regierung.<sup>24</sup>

Am extremen anderen Ende der Möglichkeiten finden wir ökologische Räume, die dem Konflikt zwischen Tiger und Mensch besonders zuträglich sind. Von der Zeit der ersten Aufzeichnungen bis zur Gegenwart sind die Mangrovensümpfe in den Flussdeltas Bengalens die Gegend Indiens mit den meisten Man-eaters gewesen.<sup>25</sup> Nicht beschönigen lässt sich der schiere Terror, den ein einzelner Tiger über ganze Landstriche verbreiten konnte. In vielen Gegenden Indiens und Südostasiens sahen Reisende im 18. und 19. Jahrhundert Dörfer, die sich durch Palisaden gegen Tiger zu

20 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 213 (Tab. 10.2).

21 Ebd., S. 208, 211, 222.

22 Ebd., S. 76 (Tab. 4.4: Faktor 1,8).

23 Rangarajan, Raj, S. 39.

24 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 167-70.

25 Rangarajan, Raj, S. 34 f., 39.

schützen versuchten. Manchmal wurden Häuser aus demselben Grund auf hohen Stelzen erbaut. Ein starker Tiger hatte keine Mühe, durch ein Strohdach zu springen oder eine Tür oder Wand einzudrücken. Todesängstlich saßen die Menschen in ihren Hütten, wenn draußen der Tiger herumschlich. Waffen halfen wenig. Musketen in den Händen von Bauern waren selten und schossen ungenau. Ein Dolch nutzte nichts. Der Speer war nur in den Händen geübter Jäger ein wirkungsvolles Instrument. Wo nichts half, wurden ganze Dörfer aufgegeben. Als Jim Corbett im Herbst 1938 auf der Suche nach einem Man-eater in das Dorf Thak kam, fand er dort von mehreren Hundert Bewohnern keinen einzigen mehr, nur noch eine Katze.<sup>26</sup>

Dörfer wurden verlassen, wenn das Vieh, der kostbarste Besitz der Landbewohner, nicht mehr geschützt werden konnte, wenn das Sammeln von Früchten und Brennholz (eine Beschäftigung junger Mädchen und alter Frauen) unmöglich geworden war oder wenn ein übermäßiger Anteil der Kinder den Raubtieren zum Opfer fiel. Darüber gibt es besonders herzerreißende Geschichten, daneben aber auch das literarische Motiv vom Wasserbüffel, der ein Kind vor dem Räuber schützt.<sup>27</sup> Manche Regionen konnten nur unter größter Gefahr durchreist werden. Trägerkolonnen zogen oft ein altes Pferd hinter sich her, das dem Tiger als Opfer angeboten wurde.<sup>28</sup> Noch 1911 wurde in West-Sumatra die Postkutsche überfallen und der Kutscher in den Dschungel verschleppt. Aus dem Jahre 1818 wird die hübsche Geschichte berichtet, einer Abordnung einheimischer Träger, die einen Brief des holländischen Gouverneurs an einen javanischen Fürsten zuzustellen hatte, habe sich ein Tiger in den Weg gestellt. Die Diplomaten redeten ernsthaft auf ihn ein, er möge ihnen, als den Abgesandten seines Kollegen, des Herrschers im Lande, keine Schwierigkeiten bereiten. Der Tiger ließ sich angeblich von dieser Art von diplomatischer Immunität überzeugen und gab die Passage frei.<sup>29</sup>

## Die Jagd

Die Jagd auf den Tiger war nicht nur Luxus, sondern vielfach auch Notwendigkeit. Es gab sie bereits vor der Ankunft der kolonisierenden Europäer. Manchmal brachen ganze Dorfgemeinschaften, oft unter Führung eines Ältesten oder eines rangniedrigen Kolonialbeamten, zu regelrechten Strafexpeditionen auf. Besonders in Java wurde der Tiger geradezu militärisch als Feind definiert, an dem Rache zu üben und der zu vernichten sei. Die *islamischen* Javaner kannten dabei die geringsten Hemmungen. Ihre monotheistische Religion verbot die abergläubische Vorstellung, im Tiger stecke ein

26 Corbett, *Man-Eaters*, S. 185.

27 Bekannt ist das Motiv vor allem aus dem vielgelesenen Roman „Max Havelaar“ von Multatuli (d.i. Eduard Douwes Dekker) aus dem Jahre 1860, dem Hauptwerk des niederländischen Realismus.

28 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 56.

29 Ebd., S. 56.



*Stolperfalle Tiger. Szene aus:  
Dinner for One oder der 90. Geburtstag,  
NDR, 1963.*

Geist – sei es nun ein guter oder ein böser. Der Tiger wurde als zu bekämpfende Bestie gesehen. Auch die besten professionellen Tigerjäger einheimischer Herkunft – eine Berufsgruppe, die in Java erst nach 1860 entstand – waren im Allgemeinen Moslems.<sup>30</sup>

Die Vorstellung, Tiger sollten ausgerottet werden, scheint eher selten geblieben zu sein. Es gab eine Tendenz, „unschuldige“ Tiger in Frieden zu lassen. Insgesamt hatte die nicht-muslimische Bevölkerung Asiens – und wohl auch ein Teil der volksculturell geprägten muslimischen – ein ungutes Gefühl, wenn sie gegen den Tiger vorgeht. Dies zeigt sich daran, dass man gegenüber dem erlegten Tier oft Abbitte tat, sich geradezu für den aus praktischen Gründen unumgänglichen Mord, eine Art von Königsmord, entschuldigte. Zuweilen wurde der tote Tiger auf dem Dorfplatz wie ein Kriegshäuptling mit Tänzen und Waffenspielen geehrt.<sup>31</sup> Es gibt aber auch Berichte aus anderen Gegenden, wo man gefangene Tiger beschimpfte, mit Messern in sie hinein stach (um diesen die Kraft des Tigers zu vermitteln) und schließlich sogar den Leichnam misshandelte – und damit auch das Fell einer weiteren dekorativen oder kommerziellen Verwendung entzog.

Was es bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein kaum gegeben zu haben scheint, ist die Vermarktung des toten Tigers. Tigerfleisch galt zwar bei der javanischen Aristokratie

30 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 121.

31 Ebd., S. 125, 127.

kratie als Delikatesse, ist aber offenbar im Volk nicht verzehrt worden. Zumindest aus Südostasien gibt es fast keine Hinweise darauf, dass Tiger wegen ihres Fells getötet worden wären. Dem Fell wurde kein eigener Wert beigemessen. Häuser mit Tigerfellen zu dekorieren war selbst unter dem Adel nicht üblich. Die Jagdtrophäe, die manchmal zum Bettvorleger in einer europäischen Wohnung degenerierte, scheint eine Erfindung von Europäern gewesen zu sein. Im frühen 20. Jahrhundert kam in den indischen Hafenstädten eine Touristennachfrage nach Fellen oder gar ganzen ausgestopften Leichnamen auf. Händler und Präparatoren bestellten oft den Nachschub bei einheimischen (nicht britischen!) Jägern. Vor allem in den USA erfreuten sich Tigerüberreste großer Beliebtheit.<sup>32</sup> Die Anstrengungen, die manche Leute unternahmen, um in den Besitz eines Tigerfelles zu gelangen, wurden zu einem Thema literarischer Satire. Besonders schön ist die Kurzgeschichte „Mrs Packletide's Tiger“ aus der Feder von Hector Hugh Munro (1870–1916), der sich „Saki“ nannte. (Er war ein Nachfahr des gleichnamigen Generals, dessen Sohn ein Opfer des Tigers geworden war.)

Einheimische verwendeten allenfalls Tigerkrallen als Amulette. Heute ist der chinesische Glaube an die heilende und kräftigende Wirkung von Tigerknochen (und analog dazu an gleichartige Kräfte des Rhinoceros-Horns) eine der wichtigsten Gefahrenquellen für den Tiger. Weit davon entfernt, eine verbreitete Praxis der alten chinesischen Medizin zu sein, handelt es sich dabei um einen Wahn, der vor dem Zweiten Weltkrieg selten bezeugt ist. Man kann vielleicht sogar spekulieren, dass erst das Seltenwerden von Tigern zu der Vorstellung geführt hat, ihre Knochen seien etwas Wertvolles und Wundertätiges. Jedenfalls begann die Verwandlung des toten Tigers in eine zerlegbare Ware nicht vor der Mitte des 20. Jahrhunderts.<sup>33</sup>

Das Problem fand erst sehr spät internationale Beachtung. China hatte in den 1950er und 1960er Jahren den Tiger als Hindernis beim Aufbau einer sozialistischen Landwirtschaft betrachtet und offiziell seine Ausrottung betrieben. Als die damals angelegten gigantischen Reserven an Tigerknochen und sonstigen Tigerkostbarkeiten um 1990 zur Neige gingen, trat China mit einer neuen Nachfrage auf den Weltmarkt, die sofort eine Zunahme kommerzieller Wilderei auslöste.<sup>34</sup>

Wie wurde gejagt? Die wichtigste Methode, die Dorfbewohnern zur Verfügung stand, war das Fallenstellen. Fallgruben, oft mit Speißen ausgestattet, hatten den großen Nachteil, dass auch Vieh und Passanten in ihnen verschwanden. Wirkungsvoller waren hölzerne Tigerfallen. Sie wurden mit einem lebendigen Köder, etwa einer Ziege, ausgestattet und durch einen Mechanismus geschlossen. Brauchte man einen lebenden Tiger – etwa, um ihn einem Fürsten als Tribut zu übergeben –, dann war dies die einzig denkbare Methode. Der Transport des erbosten Gefangenen schuf allerdings Probleme, die nicht leicht zu lösen waren. Auch mit Gift und Selbstschussapparaten, die übrigens eine einheimische indonesische Erfindung waren, wurde operiert.

32 Mackenzie, *The Empire of Nature*, S. 182.

33 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 128–30.

34 John Seidensticker, Sarah Christie, Peter Jackson (Hg.): *Riding the Tiger: Tiger Conservation in Human-dominated Landscapes*, Cambridge 1999, S. 218.

Professionelle Tigerjäger kamen nach der Verbreitung des Repetiergewehrs auf, wodurch sich die unerfreuliche Aussicht verminderte, im Angesicht eines kampfeslustigen Tigers die letzte Kugel im Lauf verschossen zu haben. Damit wurde aber zugleich technologisch auch der Hobby- oder Sonntagsjäger möglich, der aus sicherer Distanz oder mit einheimischen Helfern, die für unvorhergesehene Pannen zuständig waren, auf die Tigerpirsch ging. Wer zwischen heimischen Hirschen und Wildschweinen keine Herausforderung mehr empfand, sah die Großwildjagd im eigenen Kolonialreich als willkommene Steigerung. Ab 1915 wurden Tiger auch im Licht von Autoscheinwerfern gestellt und abgeschossen. Seit etwa dieser Zeit sind Zusammenstöße zwischen Tigern und Automobilen bezeugt – mit unterschiedlichem Ausgang.

Die Berufsjäger wollten mit solchen Methoden selbstverständlich nichts zu tun haben. Einige von ihnen spezialisierten sich auf die Beschaffung von Großkatzen für europäische und nordamerikanische Zoos und Zirkusse. Schon in der Frühen Neuzeit war gelegentlich ein Tiger in eine europäische Menagerie gelangt (vgl. Schillers Ballade „Der Handschuh“ von 1797). Im Tower of London wurde zuweilen ein Exemplar gehalten.<sup>35</sup> Der erste ‚moderne‘ Zoo in Europa war der 1828 eröffnete in London, 1844 folgte Berlin (wo erst 1865 ein Großraubtierhaus eröffnet wurde),<sup>36</sup> in den USA gab es Zoologische Gärten nach 1890.<sup>37</sup> Beliefert wurden sie von einer kleinen Zahl international vernetzter Tierhändler, unter denen der aus Hamburg stammende, in London ansässige Carl (= Charles) Jamrach (1815–1891) der wichtigste war. Er hatte bereits 1864 einen Sohn als Aufkäufer nach Indien geschickt und damit den Tierhandel zwischen Europa und Südasiens eröffnet.<sup>38</sup> Johann Hagenbeck, der Halbbruder des Hamburger Tierhändlers und Zirkusbesitzers Carl Hagenbeck (1844–1913), der schließlich 1907 seinen eigenen Zoo eröffnete, ließ sich 1885 als Tierfänger in Ceylon nieder, kaufte dort Tiere von einheimischen Anbietern und unternahm selbst Expeditionen nach Indien, auf die Malayische Halbinsel und nach Indonesien. Solche Leute praktizierten selbstverständlich etwas schonendere Jagdmethoden, doch die Wirkung ihrer Tätigkeit war die gleiche wie die anderer Jäger auch: Der Tierbestand ging zurück.<sup>39</sup> Das Geschäft selbst war riskant; viele Tiere überlebten den Transport nicht. Doch die enormen Handelsspannen glichen dies aus. Für Tiger habe ich keine Preise gefunden, aber Nashörner konnten in den 1870er Jahren für 160–400 Mark in Ostafrika erworben und für 6.000–12.000 Mark in Europa verkauft werden.<sup>40</sup> Bis 1887 hatte die Firma Hagenbeck mehr als 1.000 Löwen und etwa 300–400 Tiger umgesetzt.<sup>41</sup>

35 Mackenzie, *The Empire of Nature*, S. 179. Grundlegend zur Vorgeschichte des Zoos ist Daniel Hahn: *The Tower Menagerie: Being the Amazing True Story of the Royal Collection of Wild and Ferocious Beasts*, London 2003.

36 Annelore Rieke-Müller, Lothar Dittrich: *Der Löwe brüllt nebenan. Die Gründung Zoologischer Gärten im deutschsprachigen Raum 1833–1869*, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 201.

37 Vgl. Elizabeth Hanson: *Animal Attractions: Nature on Display in American Zoos*, Princeton 2002.

38 Rieke-Müller, Dittrich, *Der Löwe brüllt nebenan*, S. 202, 207.

39 Über die Anfänge des kapitalistischen Tierfangs vgl. Nigel Rothfels: *Savages and Beasts: The Birth of the Modern Zoo*, Baltimore and London 2002, S. 44–80, über John Hagenbeck ebd., S. 51 f., 76–80.

40 Rothfels, S. 57.

Das Letzte woran Leute wie die Hagenbecks interessiert sein konnten, war ein *menschenfressender* Tiger. Auf eben solche Exemplare hatte es eine andere Kategorie von Jägern abgesehen. Die Akzeptanz von Kolonialregierungen bei der unterworfenen Bevölkerung beruhte zu einem großen Teil darauf, dass sie ein gewisses Maß an Recht und Ordnung herstellten und aufrechterhielten. Dazu gehörte auch der Schutz der Bevölkerung vor Raubtieren. Die Kolonialregierungen in Indien und Indonesien lobten daher schon früh Abschussprämien aus. Da diese oft unspezifisch waren, also ein simples Kopfgeld, leisteten sie dem übermäßigen Abschachten von Großkatzen Vorschub und wurden daher noch vor dem Ende der Kolonialzeit überall abgeschafft. Manchmal waren die Aufträge auf ein bestimmtes Tier gemünzt. So schrieben Behörden in Java in den 1920er Jahren einmal eine hohe Belohnung für denjenigen aus, der einen Man-eater erlegen würde, der bereits 17 Opfer ums Leben gebracht hatte.<sup>42</sup> In Indien (aber nicht in Niederländisch-Ostindien) wurde es im Prinzip von jedem europäischen Angehörigen des Militärs und der Polizei verlangt, instand zu sein, einen Distrikt von einem Man-eater, einem wilden Büffel oder Elefanten zu befreien.<sup>43</sup> George Orwell, der zwischen 1922 und 1927 als Polizeioffizier in Indien und Burma Dienst tat, hat in seiner Erzählung „Shooting an Elephant“ den Erwartungsdruck, der in einer solchen Situation auf einem jungen Europäer lasten konnte, eindrucksvoll dargestellt. Selbstverständlich verbrachten aber auch viele britische Kolonialbeamte ihre gesamte Laufbahn in Indien, ohne je einen Tiger zu Gesicht zu bekommen.

Wenn der Fall knifflig lag, holte man Experten. In Indonesien war dies A. J. M. Le-deboer, ein Farmer, der zwischen 1900 und 1940 eine ungewöhnlich große Zahl von Tigern schoss,<sup>44</sup> in Indien jemand wie Colonel Richard Watkins Burton (1868–1963), dessen Tagebücher vor einigen Jahren veröffentlicht wurden; er schoss seinen letzten Man-eater, als er bereits hoch über siebzig war.<sup>45</sup> Doch kein Raubkatzenjäger war berühmter als der bereits erwähnte Jim Corbett. 1875 in Indien geboren und dann in den Wäldern am Fuße des Himalaya aufgewachsen, hatte er zunächst als Eisenbahningenieur in Indien gearbeitet und war später in die Armee eingetreten. Er war immer schon Hobbyjäger gewesen und entwickelte aus einer genauen Kenntnis des Verhaltens von Katzen mit der Zeit Jagdtechniken, die es ihm erlaubten, versteckte Fährten zu lesen, den Tieren in unwegsames Gelände zu folgen und sie zu Fuß – also nicht vom hohen Elefanten hinab – zur Strecke zu bringen. Auch Corbett organisierte gelegentlich Treibjagden mit Hunderten von Helfern, die unter entsetzlicher Lärmentfaltung einen Tiger aus der Reserve lockten, bevorzugte aber den Einzelkampf. Corbett fürchtete den Tiger weniger als die Schießkünste seiner indischen Helfer; deshalb gab er ihnen keine Gewehre in die Hand.<sup>46</sup> Seine spektakulären Jagderfolge schildert er ohne Eigenlob weniger als haar-

41 Ebd., S. 58.

42 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 100.

43 Mackenzie, *The Empire of Nature*, S. 180.

44 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 137 f.

45 Vgl. Jacqueline Toovey (Hg.): *Tigers of the Raj: Pages from the Shikar Diaries - 1894 to 1949 - of Colonel Burton, Sportsman and Conservationist*, Gloucester 1987.

46 Corbett, *Man-Eaters*, S. 2.

sträubende Abenteuer denn als Herausforderungen an eine rationale Problemlösung, also gleichsam kriminalistisch. Nachdem er der Champawat-Tigerin das Handwerk gelegt hatte, verbrachte er eine zweite Meisterleistung mit der Überwindung des Leoparden von Rudyaprajag. In der Sicht nicht nur Corbetts waren Leoparden noch gefährlicher als Tiger. Zwischen 1918 und 1926 terrorisierte ein solches Tier die Menschen auf einem Pilgerweg, der zu Hinduschreinen im Himalaya hinaufführte, und erbeutete 125 Opfer. Die Affäre wurde von der Presse ausgiebig beachtet und selbst im Londoner Unterhaus debattiert. Trotz erheblicher Bemühungen vieler, die das stetig erhöhte Kopfgeld kassieren wollten, gelang es nicht, dem Killer Einhalt zu gebieten. Der Leopard entkam aus einer Kastenfalle, befreite sich aus einer Höhle, in der ihn eine Menge von 500 Menschen eingeschlossen hatte, überstand Giftköder, Selbstschussfallen und ein Fangeisen, in das er bereits geraten war – bis Jim Corbett ihm zum Verhängnis wurde. Corbett selbst überlebte sein gefährliches Geschäft nur, weil er sich stets sorgsam vor Attacken in Acht nahm. Immer wieder beschreibt er, wie die Man-eaters im Hinterhalt den Jäger zum Gejagten zu machen versuchten. Corbett war zugleich einer der ersten *Tigerschützer*. Eines der bedeutendsten Tigerreservate Indiens ist nach ihm benannt.

Von solcher gehobenen Wildhüterei muss man die herrscherliche Jagd unterscheiden. Seit dem sagenhaften mesopotamischen Nimrod, den das 1. Buch Mose erwähnt, haben sich Kriegsfürsten immer wieder auch an die Spitze von Jagdexpeditionen gestellt. Die Herrscher der Menschenwelt maßen sich mit den Königen der Tiere. Noch die mandschurischen Kaiser Chinas zogen im 17. und 18. Jahrhundert mit einem großen Hofstaat zur Jagd auf den sibirischen Tiger in ihr Stammland Mandschurei.<sup>47</sup> Dies war zugleich eine Gelegenheit für die Aristokratie und andere hohe Würdenträger, sich vor den Augen der Majestät sportlich hervorzutun. Keineswegs überall gehörte dies jedoch zu den fürstlichen Traditionen. Auf Java jagten die Sultane von Banten den Tiger, die Herrscher des benachbarten Mataram taten dies aber nicht, obwohl es dort viel mehr Tiger gab. Dafür hatte sich in Mataram die Tigerjagd zum Tigerritual, von dem gleich die Rede sein wird, formalisiert. Der Mangel an Jagdelefanten in Java hilft zu erklären, warum die fürstliche Tigerjagd dort eher selten war. Im frühen 20. Jahrhundert galt der Sultan von Johore, ein von den Briten abhängiger Fürst im Hinterland von Singapur, als großer Tigerjäger; 35 ausgestopfte Trophäen waren in seinem Palast zu besichtigen. Allerdings hatte er damit keine Tradition seiner Vorgänger übernommen. Eine solche Tradition gab es nicht. Der Sultan kopierte aus Prestige-gründen einfach das Verhalten indischer Maharajas.<sup>48</sup>

Während sich die General-Gouverneure Niederländisch-Ostindiens *nicht* als Nimrode hervortaten, war der britische Staat in Indien – der Raj – „a hunting state“. Britische Monarchen und ihre Stellvertreter in der Kolonie, die Vizekönige von Indien, ließen es sich angelegen sein, sich in den Fußstapfen der Mogulkaiser als Großwildjäger zu präsentieren. Die allgemeine Bedeutung der Jagd als fürstliches und aristokra-

47 Dies waren die über Jesuitenberichte auch in Europa bekannten „Kaiserlichen Herbstjagden in Mulan“.

48 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 111.



Tigerjagd. Detail des großen byzantinischen Palastmosaiks in Istanbul, 6. Jh. n. Chr.

tisches Privileg wurde hier durch die besondere Figur des schützenden Jagdkaisers überformt: Die gefährlichsten Tiger erlegt der Kaiser persönlich. So hatten es schon die Großmogule des 16. und 17. Jahrhunderts gehalten. Von Akbar dem Großen, einem Zeitgenossen Shakespeares, ging die Legende, menschenfressende Tiger habe er nicht nur mit dem Jagdspeer bezwungen, sondern sogar mit der Kraft seines charismatischen Blicks.<sup>49</sup>

Auch wenn der persönliche Beitrag der Vizekönige und zahlreicher britischer Aristokraten und indischer Potentaten zur Bekämpfung Menschen fressender Tiger nicht entscheidend war, so darf die Symbolik solcher nimrodischer Staatsaktionen keinesfalls unterschätzt werden. Das britische Regime sorgte vom hohen Elefanten hinunter sichtbar für die Sicherheit seiner Untertanen und bezwang durch Macht und Ordnung den willkürlichen Terror, den der Tiger, der letzte Rebell gegen die Kolonialmacht, entfesselte.<sup>50</sup> Während in der Normalversion der bürokratischen Jagd die Jäger auf gepolsterten Elefanten saßen und den trainierten Elefanten selbst eine gewisse Aufgabe beim Aufspüren der Beute zukam, thronten die hohen Gäste – auch Frauen, die durchaus gelegentlich selbst zur Waffe griffen – bei Staatsjagden in *howdahs*, offenen Kabinen, die auf den Rücken von Elefanten montiert waren. Es gab genaue hierarchische Vorschriften, in welcher Reihenfolge sich die einzelnen Elefanten bewegten

49 Rangarajan, Raj, S. 5. Arnold Hottinger: Akbar der Große, München 1998, S. 108.



Lord Curzon mit Gattin und Trophäe.

und wer den ersten, den zweiten, den dritten (usw.) Schuss abgeben durfte. Diese zeremoniellen Anlässe waren immer Treibjagden, so dass wenig schief gehen konnte. Das erlegte Opfer wurde selbstverständlich vermessen. Kreatives Maßnehmen ergab dabei, dass die am höchsten gestellten Persönlichkeiten ungewöhnlich oft die gewaltigsten Tiger erlegt hatten.<sup>51</sup> Unfälle, bei denen Europäer zu Schaden kamen, waren selten. Gern erzählt wurden aber Geschichten wie die von dem Engländer, der einen Arm durch einen Tiger verloren hatte und nun einen Rachefeldzug gegen die gesamte Spezies führte – eine Variante des Motivs von Kapitän Ahab's Kampf gegen den Weißen Wal.

50 Vgl. besonders Anand S. Pandian: Predatory Care: The Imperial Hunt in Mughal and British India, in: Journal of Historical Sociology 14 (2001), S. 79–107, hier S. 84 f.; MacKenzie, The Empire of Nature, S. 167–99, bes. S. 179–82. Zur kulturellen und politischen Konnotation des Tigers in Indien vgl. Kate Brittlebank: „Sakti“ und „Barakat“: The Power of Tipu's Tiger. An Examination of the Tiger Emblem of Tipu Sultan of Mysore, in: Modern Asian Studies 29 (1995), S. 257–69. Vgl. zum umweltgeschichtlichen Hintergrund auch David Arnold, Ramachandra Guha (Hg.): Nature, Culture and Imperialism: Essays on the Environmental History of South Asia, Delhi 1995.

51 Mackenzie, The Empire of Nature, S. 181.



Die Tigerjagd diente auch zur Befestigung der britischen Allianz mit den einheimischen Fürsten, die für die Stabilität des Raj unerlässlich blieb. Ein Maharaja und ein hoher Beamter der Kolonialregierungen hatten sich sonst vielleicht wenig zu sagen, fanden aber Gemeinsamkeiten im Lebensstil des Großwildjägers. Dies galt fast bis zum Ende der Kolonialzeit. 1876 hatte der Kronprinz, der spätere König Edward VII., in Indien Tiger geschossen.<sup>52</sup> Für die Vizekönige (das heißt: die Generalgouverneure) gehörte dergleichen zu ihren routinemäßig erledigten Amtspflichten. Als Georg V. sich 1911 in Delhi zum Kaiser von Indien krönte, war dies selbstverständlich mit einer großen Staatsjagd auf den Tiger verbunden. Wenige Jahre nach der Unabhängigkeit von 1947 hatten sich die Erwartungen dann aber radikal verändert: Die indische Tigerjagd von Prinz Philip, dem Herzog von Edinburgh, anlässlich des Indienbesuchs der Queen im Jahre 1961 löste Entrüstung unter Tierschützern aus und schädigte das Ansehen der königlichen Familie in Großbritannien wie in Indien.<sup>53</sup> Das ist auf die Entstehung eines ökologischen Bewusstseins zurückzuführen, gerade auch in Indien, wo Einige nun die tropische Natur als einen kostbaren Besitz der neuen Nation zu schätzen begannen. Das Gemetzel an Tigern hatte seine natürliche Legitimität verloren.

## Tigerschutz

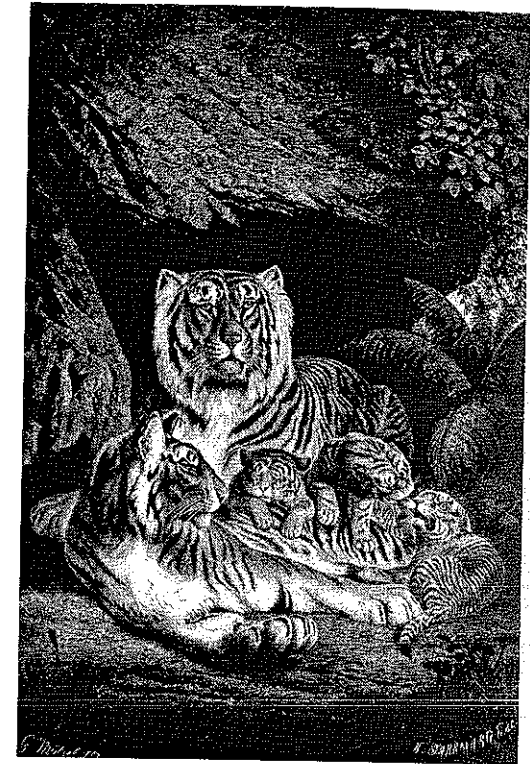
Es wäre nicht richtig zu behaupten, während der Kolonialzeit seien Ausrottungsfeldzüge gegen Tiger geführt worden. In den einheimischen Zivilisationen Asiens gab es bei allem Willen zur Selbstverteidigung gegen einen kraftvollen Mitbewohner desselben Habitats den Impuls zu seiner Vernichtung nicht. Die Europäer waren zwar bereits zu Hause skrupelloser gewesen. Sie hatten den Wolf in West- und Mitteleuropa mit großer Gründlichkeit vernichtet. In Indien aber konnte man sich nie auf eine Ausmerzungen des Tigers einigen. Denen innerhalb des kolonialen Staates, die den Tiger zum ‚Raubzeug‘ (*vermin*) erklären wollten, trat sogleich die Gegenpartei derjenigen entgegen, die in ihm einen Verbündeten bei der ‚Zivilisierung‘ Indiens sahen, da er die Landwirtschaft vor ernstschädigendem Wild schützte.<sup>54</sup> Dies hieß nicht, den Tiger gewähren zu lassen, aber doch seinen Bestand nur unter Aufsicht zu vermindern.

Hinzu kamen gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Interessen der staatlichen wie privaten Jägerlobby, die schon bald den Untergang des adligen Sports der Tigerjagd an die Wand malte. In den zwanziger Jahren begann sich dann das Meinungsklima, zumindest in Großbritannien und Indien, zu wandeln. Dass eine unsentimentale Autorität wie Colonel Corbett nun seinem Respekt für den Tiger Ausdruck gab, hatte gro-

52 Vgl. Stanley Weintraub: *The Importance of Being Edward: King in Waiting, 1841–1901*, London 2000, S. 234 f.; David Cannadine: *Ornamentalism: How the British Saw Their Empire*, London 2001, S. 115.

53 Vgl. John Pearson: *The Selling of the Royal Family: The Mystique of the British Monarchy*, New York 1986, S. 185 f.

54 Rangarajan, Raj, S. 22.



Tigerfamilie in Brehms „Thierleben“, Ausgabe 1876.

ßes Gewicht. Meister der Jagd wie er und überhaupt Gentleman-Jäger beklagten die neuen technischen Möglichkeiten, Tiger risikolos abzuknallen. Es gab eine emotionale Kampagne gegen den Abschuss von trächtigen Muttertieren.<sup>55</sup> In den zahlreichen Memoiren von Großwildjägern wurde jetzt in einem Ton wachsenden Unbehagens über den Mord an Tiermüttern berichtet. Überhaupt entstand anscheinend in dieser Zeit die uns vertraute emotionale Anrührung durch ‚süße‘ Löwen- und Tigerbabies. Bis dahin hatte man in ihnen eher potentielle Man-eaters gesehen. Man kann dies etwa auf der Abbildung einer Tigerfamilie von Alfred Brehms „Tierleben“ aus dem Jahre 1876 erkennen.

Die wohlwollendere Stimmung half dem Tiger jedoch nur dann, wenn sie sich in Schutzbestimmungen umsetzte. 1921 wurde in Indien erstmals auf Provinzebene die Zahl der bei einem Jagdausflug zu schießenden Tiger begrenzt. Die gesamtindischen Jagdregeln (*Game Rules*) von 1931 klassifizierten den Tiger dann eindeutig nicht als vogelfreies ‚Raubzeug‘, sondern als gesetzlich geschütztes Jagdwild. Fortan benötigten Jäger eine Lizenz für die Tigerjagd selbst auf ihrem eigenen Gelände.<sup>56</sup> Der Schutz des

55 Ebd., S. 55.

56 Rangarajan, Raj, S. 57.

Tigers begann also bereits in der späten Kolonialzeit. Der indische Ökologe Mahesh Rangarajan hat es besonders schön formuliert: Es begann „die Verwandlung des Tigers vom Menschenjäger in den tierischen Mitbürger“.<sup>57</sup>

## Tiger-Rituale

Kehren wir abschließend zur *politischen* Symbolik des Tigers zurück. Er stand, wie wir sahen, für Verschiedenartiges: In den Augen Tippu Sultans war er die Verkörperung eines stolzen und martialischen Indiens; während des großen Indischen Aufstandes von 1857 tauchte eine solche patriotische Symbolik vorübergehend wieder auf. Für Tippus britische Gegner verkörperte der Tiger hingegen den wilden, den nur mit Gewalt beherrschbaren Orient. Es gab noch eine dritte, erstaunliche Möglichkeit.

In Java stellten die Fürsten nur selten persönlich dem Tiger nach, entwickelten aber eine Vorliebe für Rituale, in denen der Tiger eine zentrale Rolle spielte. Die ältere Praxis der Hinrichtung eines Übeltäters durch Konfrontation mit einer hungrigen Großkatze (oder einem ungezähmten Elefanten – eine zeylonische und siamesische Spezialität) gehörte seit 1812 der Vergangenheit an.<sup>58</sup> Vor allem ist an zweierlei zu denken: an den Schaukampf zwischen einem Tiger und einem Wasserbüffel sowie an die seltsame Prozedur des *rampog macan*, englisch: *tiger sticking*. Auf dem öffentlichen Platz vor dem Sultanspalast wurden um mehrere Kisten, in denen Tiger eingesperrt waren, herum drei oder vier Reihen von Speerträgern im Carré aufgestellt. Die Boxen wurden geöffnet, und die Tiger versuchten, die Speerträger anzugreifen oder über ihre Köpfe hinweg zu springen. Dies hatte selten Erfolg.

Die beiden Rituale dienten teils der allgemeinen zirkensischen Belustigung, teils offenbarten sie einen tieferen politischen Sinn. Zunächst beruhten sie auf einem negativen und ziemlich unsportlichen Bild vom Tiger, der selten überlebte. Es waren also rituelle Tiertötungen, wie sie nur in Java denkbar waren, wo die kulturelle Toleranz gegenüber dem Tiger immer geringer gewesen war als in Sumatra oder Indien. Der Fürst, der selbst nicht auf Tigerjagd ging, erfüllte auf diese distanziertere Weise seine Pflicht, das Land von Tigern zu befreien. Gleichzeitig imitierte er Praktiken des untergegangenen Mogulhofes und zehrte dadurch von dessen Prestige. Im 19. Jahrhundert, besonders nach 1830, nahmen die Rituale aber neue Bedeutungen an. Um 1880 verschwanden sie ziemlich plötzlich wieder, aus Gründen, die man erst wenig versteht. Man kann eine sozusagen offizielle und eine geheime Sinnschicht unterscheiden. *Offiziell* war deutlich, dass der niederländische Kolonialstaat in Gestalt seiner ‚Regenten‘ an den einzelnen Höfen die Rituale nachdrücklich förderte. Man wollte damit die Fürsten, deren Kooperation für das reibungslose Funktionieren des Kolonialsystems

57 Ebd., S. 57. Vgl. auch von demselben Verfasser die umfangreichere Studie: Mahesh Rangarajan: *Fencing the Forest: Conservation and Ecological Change in India's Central Provinces 1860–1914*, Delhi 1996.

58 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 150.

unerlässlich war, symbolisch stützen. Die Regenten nahmen immer an den Veranstaltungen teil und ordneten sie nicht selten auch selber an.<sup>59</sup>

Den *inoffiziellen* Sinn erkannte der aufmerksame Beobachter des Publikums: Beim Kampf zwischen Tiger und Büffel verlor nämlich fast immer der Tiger. Schon Alfred Brehm wusste 1876: „Starke Büffel werden verhältnismäßig leicht mit der gewaltigen Katze fertig.“<sup>60</sup> Wenn die Sache dennoch einmal anders ausging, war die Enttäuschung groß. Offensichtlich identifizierten sich die Zuschauer nicht tippu-artig mit dem Tiger, sondern mit dem Büffel! Dieses schwerfällige, aber standfeste und reservenreiche Tier sahen sie als ein Symbol javanischer Beständigkeit, während der Tiger die aggressive und schnell zupackende, aber letztlich doch nicht unüberwindliche Kolonialmacht repräsentierte.<sup>61</sup> Der Tiger-Büffel-Kampf war also eine Art von patriotischem Erbauungsspektakel.

Soweit ein kleiner Einblick in die Geschichte der Tiger und der Menschen, die mit Tigern lebten. Wir alle – viele unter uns Katzenmenschen – sind keine Tigermenschen. Auch dieser Aufsatz eines Historikers ist aus der Distanz geschrieben. Der Historiker ist kein Tigerforscher, Tigerschützer oder Tierfotograf, geschweige denn ein Großwildjäger oder Dompteur. Zwischen ihm und einem wirklichen Tiger ist stets ein Gitter oder Wassergraben gewesen, und er bedauert dies nicht. *Meine* Tiger finden sich in Geschichten und Bildern aus der Vergangenheit, viele von ihnen bereits bewundernswert aufbereitet in den Büchern der wenigen bedeutenden Rekonstruktoren vergangener Tigerwelten: des Niederländers Peter Boomgaard, der Inder Mahesh Rangarajan und Valmik Thapar, des Briten John M. MacKenzie.

Ein Zoologe oder eine Verhaltensforscherin hätten selbstverständlich etwas anderes, Lebensnaheres berichten können. Der Historiker zeigt, dass das, was heute ist, nicht immer so war. Er kann Phasen im Verhältnis von Menschen und Tieren unterscheiden. Dabei bringt er – bei allem Kummer über die fortdauernde Bedrohung des Tigers als Spezies – die gute Botschaft, dass am Ende des 20. Jahrhunderts ein Untergang, der wenige Jahrzehnte zuvor unabwendbar zu sein schien, aufgehalten worden ist. Der einstige Herr des Dschungels ist zum Pflegefall geworden, im besten Falle wie ein privilegierter Luxuspatient umsorgt von Fachleuten und speziellen Bürokratien, getragen durch eine beispiellose Popularität, die ihn heute zu einem der beliebtesten Tiere der Welt macht. Aber er ist auch abhängig vom politischen Willen, ihm ein Überleben zu sichern. Ein solcher politischer Wille ist immer prekär. In Indien etwa, wo heute die Hälfte der Tigerpopulation der Welt lebt, hat er seit den späten 1980er Jahren unter dem Einfluss einer liberaleren Wirtschaftspolitik und als Folge der Schwächung des Zentralstaats nach dem Zerfall der Kongresspartei dramatisch nachgelassen.<sup>62</sup> Tigerschutz ist immer auch Tigerpolitik.

59 Ebd., S. 158.

60 Brehm, Band. 1, S. 393.

61 Boomgaard, *Frontiers of Fear*, S. 161.

62 Vgl. Seidensticker, Christie, Jackson, S. 296, 302.